

(Nachdruck verboten.)

6)

## Albertine.

Roman von Christian Krohg.

Sie, wie schrecklich unansständig und liederlich gerade dies tugendhafte Aussehen war — so ehrbar, wie sie da stand, aber mit diesem Lächeln — und die feine, elegante Nickelschere in der Hand hielt — ja, Oline war das Schicksal, das hinter ihr drein war, lächelnd, die Brennschere in der Hand, um nach ihr zu fassen und sie durch die Glastür da oben zu schieben.

Sie sah sich im Spiegel an. Ja, sie glich Oline entsetzlich, nein so, wie sie damals vor der Glastür gestanden hatte. — — Nein, nein, nein! Sie wollte ihr Haar nicht brennen lassen, sie wandte sich ab.

Kein Ueberreden half — — nein, nein! Lieber wollte sie gar nicht zur Musik gehen — wenn sie nachdachte, hatte sie auch gar keine Zeit — und dann hatte sie Kopfschmerzen. — — Nein, heute nicht! — Sie wollte wieder nach Hause gehen — sie hatte keine Lust.

Zum Teufel auch, warum konnten sie sie denn nicht in Ruhe lassen!

„Wui, wie abscheulich Du bist, Zoffa! — Nein, der Regenmantel ist viel zu fein für mich — ich weiß recht gut, was Valeria sagt, wenn sie den sieht.“

„Brenn Du nur lieber Zoffa, Oline, — ihre Locken sind schon ganz ausgefallen — —“

Ja, Zoffa wollte gern gebrannt werden, und Oline machte ihr vier steife, regelmäßige Locken nebeneinander aus dem gelblich-grünen Haarwust, der bis in Zoffas kleine Schweinsaugen herabhing.

Albertine wollte nach Hause, und bald sah sie wie gewöhnlich hinter der Halbgardine, eifrig bei ihrer Arbeit, und ließ die Nadel mit rasender Eile prickeln.

Aber bleicher und bleicher wurde sie mit jedem Tage, und die hohe Bogenlinie des Busens wurde flacher und flacher, und es war, als senkten sich die kräftigen und geraden Schultern vornüber, und wenn Madam Christiansen den Rücken ansah, war es ihr, als spanne sich die graue Kleider-taille runder und runder darüber, und sie war nicht mehr so lustig und auch nicht mehr so fleißig wie sonst, und plauderte fast gar nicht mehr, während sie dasaß und nähte. Und das Lachen hatte sie ganz verlernt.

Und es reichten sich dabei so viele Gedanken aneinander, die sicher sündhaft waren — und wenn sie so ein Gese war, wie Oline sagte, so daß sie in der Hochzeitsnacht ihrem Mann weglaufen würde, warum dachte sie dann unausgesetzt daran?

Denn das tat sie ja — immer und ewig, beständig verfolgte es sie, und das war gewiß auch sündhaft. In der Hochzeitsnacht weglaufen — ja, das würde sie gewiß tun.

War das denn, weil sie ein Gese war? Sie fand, es müßte so schrecklich genierlich sein, und sie fand auch, daß es sündhaft sein müsse, obwohl Gott die Ehe eingesezt hatte — und die Ehe war ja auch ein Gese, und war von der Obrigkeit gestattet — aber nein! Sie begriff nicht, wie man das tun konnte — sie wußte nur, daß es häßlich und ekelhaft war, und sie sah zu der Alten hinüber und fand es sonderbar, daß die es hatte tun können — ihre eigene Mutter!

War sie selbst denn anders beschaffen als andere Menschen?

Ja, das mußte sie wohl sein — aber daß sie daran denken mußte, — das war häßlich und gewiß unrecht — ein Glück, daß niemand wußte, daß sie fortwährend so was dachte.

Und als Mutter Christiansen sie in der Bibel lesen sah, erfannte sie eine List, um sie hinaus zu bringen.

Sie fragte, ob sie am Sonntag mit ihr in die Kirche gehen wolle.

Nein, sie hatte anfänglich keine weitere Lust dazu, aber schließlich ging sie denn doch darauf ein, und am Sonnabend ging Mutter Christiansen auf eigene Faust zu Oline und ließ Regenmantel und Pelzmütze und ein Paar Handschuhe von ihr.

Es war im Laufe der Woche trübes Wetter mit etwas Regen gewesen, aber am Sonntag war es schön und klar mit

leichten, sommerlichen Wolken, und das Ganze war frühlingsmäßiger und frischer geworden.

Sie gingen in die Erlöserkirche.

Wie reich und fein war es da drinnen mit einer so hohen, hohen Wölbung und Säulen und Teppichen und den breiten Treppen und der feierlichsten Still- und den gepuderten Menschen mit feinen Gesangbüchern und in den stramm-behandschuhten Händen, mit feinen Damen und feinen Kindern, und selbst die alten Frauen sahen so feingekleidet aus, als wenn alles nur gut und schön sei.

Mutter Christiansen wurde bange.

Sollte sie auch die Schwindsucht bekommen? — Sollte sie auch die Tochter elender und elender werden sehen? Mußte sie auch dies Kind an das Krankenhaus abgeben, von woher sie nur hin und wieder auf Besuch nach Hause kam, bis sie schließlich ganz wegblieb?

Ach nein, es war wohl nur Mangel an frischer Luft? Und sie bettelte und bat sie, hinauszugehen.

„Ich will Dir auch gern mein Umischlagetuch schenken, wenn Du es haben willst.“ — ja, sie konnte es sich ja ihretwegen färben lassen, wenn sie nicht so damit gehen wollte.

Aber Albertine lächelte nur.

Was aber die Alte am meisten besorgt machte, war, daß sie so gut und fügsam geworden war, sie hatte angefangen, im Neuen Testament zu lesen, was sie sonst niemals tat.

Sie las alles von Maria Magdalena, was sie nur finden konnte, — vielleicht würde sie da Aufklärung über das finden können, — über das alles, was sie nicht verstand, — wie Oline dazu kommen konnte, so etwas zu tun, und warum es nun war, als habe sie nichts getan, nur weil ein alter Mann von sechzig Jahren sie geheiratet hatte — und dann stand da, daß niemand einer Stein auf sie werfen solle, aber sie fand, daß alle sie mit Steinen bewarfen — und sie fand auch, daß sie sie mit Steinen bewerfen sollten — und dann hielten sie auf einmal auf, weil ein alter Kerl sie ganz für sich allein haben wollte!

Nein, sie verstand keinen Muck von dem Ganzen — und dann las sie im Alten Testament, was da über diese Dinge stand, aber auch dort fand sie keine ordentliche Erklärung — sie fand, daß das Ganze häßlich und ekelhaft war.

Wenn sie es nur lassen könnte, immer und ewig hierüber zu grübeln und daran zu denken — aber es kam immer wieder, und Olines Lächeln war beständig im Gefolge dieser Gedanken — das verliebte, häßliche Lächeln draußen vor der Glastür, das ihre hübschen, gut gepflegten Zähne mitten in dem anständigen, ehrenhaften Gesicht mit dem glatten Scheitel ohne Stirnlöcherchen bliden ließ.

Sie wollte nicht mehr daran denken, was ging es sie an?

Und die Leute waren so sanft und freundlich gegen einander, sie liebten ihre Nachbarn aus ihren Gesangbüchern singen, wenn sie sich auch gar nicht kannten, und der Pfarrer war so fein und sah so milde aus.

Sie fühlte sich wohl in dieser ordentlichen, feinen Gesellschaft — im Anfang hörte sie nur danach, ob nicht etwas von Maria Magdalena kam — aber sie fand, es war so behaglich, den Laut von der Stimme des Geistlichen in das Ohr hineingehen zu lassen — es war ein so angenehmer, wohlthuender Tonfall — bald auf, bald nieder — regelmäßig, — dies war wohl der Friede, von dem sie gehört hatte, daß man ihn in der Kirche fand — sie hatte das bisher niemals verstanden, aber nun verstand sie es, und sie freute sich darüber, — ja, es war wirklich Friede, der sich auf sie herabgesenkt hatte — was ging all das Häßliche sie auch an? — Sie hatte ja nichts Unrechtes getan und wollte es auch nicht tun, nein, nie im Leben. Was machte es, daß die Leute sagten, sie habe unter Kontrolle gestanden und im Krankenhaus gelegen — und die Glastür da oben — was brauchte sie daran zu denken? Sie atmete tief auf — man konnte so gut atmen hier in diesem hohen, stillen Raum — nein, es war wohl alles nur Unsinn und törichtes Zeug, das, woran sie beständig dachte — man brauchte wohl nicht alles zu verstehen — aber der Friede, von dem sie redeten, den fügte sie deutlich in sich, namentlich wenn die Orgel zu brausen begann — das war so herrlich — es war, als werde es Licht in ihr — das war der Friede — sie konnte sehr gut an etwas anderes als an

Oline und all das törichte Zeug denken, und fing an, an etwas anderes zu denken. Sie war seit langer Zeit zum erstenmal fröhlich, und sie sah sich um und betrachtete die Damen und die feinen jungen Mädchen und ihre Hüte und Mäntel — ob sie hübsch waren oder nicht — sie war so fröhlich — am Ende war auch sie ein Kind Gottes, da sie diesen Frieden begreifen konnte — und dann war da ja keine Gefahr. — „Der Herr behüte und bewahre Dich! Der Herr lasse sein Antlitz über Dir leuchten und gebe Dir seinen Frieden!“

Sie erhob sich so wie die andern, und sie hatte ein Gefühl, als sei jetzt alles auf einmal gut — sie war nur betrübt, weil er aufhörte zu reden — weil diese tiefe, ruhige, milde Stimme schwieg, die so lieblich und feierlich stieg und sank, stieg und sank, es war, als trage sie schon den Frieden in sich — aber dann brannten sogleich die Orgeltöne durch die hohe Wölbung — auch in ihnen lag dies Milde, Gute, Friedliche, und froh und versöhnt mit sich und der Welt verlieh sie das Gotteshaus.

Der blaue Mantel da war nicht übel — im Gedränge sah sie nichts weiter als den Gut — und den Frühlingsmantel — hellgraufarbiert, so wie sie einen hatte haben wollen — ja, sie mußte sehen, daß sie sich einen hellfarbten Mantel anschaffen konnte, dann konnten der Wintermantel und der Hut gern bis zum Herbst stehen bleiben, jetzt hatte sie doch keine Verwendung dafür — ja, solchen Mantel wollte sie haben, es war doch auch an der Zeit, jetzt daran zu denken, wo das Wetter so schön wurde. Sie war so fröhlich. Und dann ging sie nach Haus und nähte wieder.

Am nächsten Sonntag, als sie aus der Kirche kam, stand Jossa da draußen und wartete auf sie und wollte sie durchaus mit in den Kunstverein haben — da sei es so amüsant am Sonntag, denn dann seien alle die feinen Leute da; nur des Alltags gingen die in der Karl-Johann-Straße.

Und es war auch wirklich amüsant da, und da waren viele feine Leute mit hübschen Kleidern, aber die Bilder, fand sie, waren häßlich und grob und glozig; nur zwei Porträts gefielen ihr, denn die waren fein und hübsch und hatten Ähnlichkeit mit den Bildern vom Kronprinzen und Viktoria daheim, aber sie waren nicht ganz so gut gemalt.

Als sie aus dem Kunstverein kamen, hörten sie die Musik im Studentenhain spielen.

Gott, wie lange war es her, seit sie die Musik gehört hatte? — Und sie war kurz davor, im Takt zu gehen, obwohl sie wußte, daß das nicht fein war.

Sie freute sich, daß sie den hübschen Mantel an hatte, und sie freute sich, wenn der Wind ihn ein wenig aufhob, so daß das feine Atlasfutter an den Beschaulenden zum Vorschein kam.

„Gott,“ sagte Jossa, „da sitzen Selgesen und Smith am Fenster im Grand-Hotel — Du kannst mir glauben, das sind reizende Herren — und so flott in Zeug — mit denen hab ich Champagner getrunken und Zigaretten geraucht — den Abend hatten sie viel Geld, aber sonst haben sie fast nie so viel, daß sie ein Glas Bier bezahlen können — aber das schadet nichts, denn sie sind so freundlich und amüsant — Smith, den liebe ich!“

Albertine sah einen Augenblick auf. Das Gesicht des einen sah sie nicht, aber das des anderen war wirklich hübsch, fand sie, und er sah so ernsthaft aus und hatte einen Scheitel an der Seite.

Die beiden nickten Jossa zu, die wieder grüßte und nickte, so daß das schmutziggelbe Stirnhaar auf und nieder tanzte.

„Du, Jossa — Du solltest nicht zu Herren hineingrüßen, die im Grand-Hotel sitzen, das ist nicht fein!“

Sie gingen ein paarmal auf und nieder und begegneten Selgesen und Smith, die aus dem Café herausgekommen waren.

(Fortsetzung folgt.)

## Zwei Bänke.

Sieben Blätter aus einem Weltwinkel.

### 1.

Anna Katharine, so heißt die junge Frau jetzt. Und sie trägt jetzt ein seidenes Kleid und einen Hut mit Wändern daran und einen Spitzenkragen um die Schultern. Wie vornehm ist sie geworden, die kleine Frau Anna Katharine! Wenn ich an ihr vorübergehe, dann ziehe ich den Hut bis tief auf die Hüfte, sie aber nicht

kaum merklich mit dem hübschen, schmückten Köpfchen und wendet sich dann gleich an ihren Mann, der den armen Schulmeister natürlich nicht sieht, und wenn er ihn sieht, nicht grüßt. Wie sie ihn anlächelt, den breitschulterigen, rotbadigen Hofbauer mit den sechs Gäulen, den dreißig Kühen und dem großen stattlichen Haus, das ehemals ein Schloß gewesen sein soll.

Da die hohe Schule besucht, der Hofbauer; hat flott gelebt, der Hofbauer, hat eine Frau mit Geld gesucht und da hat ihm meine Annelott gefallen . . .

Bist du gleich still, albernes Schulmeisterlein!

Meine Annelott! Als ob die Anna Katharine jemals mein gewesen wäre!

Hatte keinen Anspruch auf sie, durfte keinen Anspruch auf sie erheben.

Aber ich habe sie geliebt und ich liebe sie noch. Gott verzeih' mir die Sünde!

„Wer aber seines Nächsten Weib ansteht, ihrer zu begehren . . .“

Steht es nicht so in der Schrift?

D, aus der kleinen Annelott ist eine Dame geworden, da sie das Faltenröschchen auszog und das Häubchen — „Schwartenmagen“ nennt es der Spötter — ablegte.

Hat immer hoch hinaus gewollt — das kleine, reizende Persönchen. Keiner war ihr gut genug; der Hofbauer aber soll sich dreimal besonnen haben, bevor er sie nahm.

„Sie ist mir zu klein!“ soll er gesagt haben.

Es ist wahr, sie geht neben ihm her wie ein Püppchen, und ich fürchte, er wird sie eines Tages zwischen seinen Zähnen zerdrücken, meine kleine liebe Annelott.

„Hofbauer, wenn ich mich auf meinen Geldsack stelle, dann bin ich größer wie du!“ hat die Annelott gesagt, und da nahm er sie und den Geldsack.

### 2.

Wenn ich vor der Orgel sitze, dann habe ich die ganze Kirche vor mir samt der Gemeinde und dem Pfarrer. Den Pfarrer sehe nur von hinten, und da er hinten keine Augen hat, sieht er mich nicht. Gräme mich darum nicht, habe nichts gegen den Pfarrer, aber — besser ist besser! Denn er ist mein Herr, und Sonntags will ich Frieden haben. Man wird mich verstehen.

Bin ein Trummer von jeder und träume auch oft in der Kirche. Aber anders wie die Bauern, denen während des Predigtertes schon die Augen zufallen. Ich träume mit offenen Augen. Sehe die Alten und Jungen, die abgeraderten, früh verblühten Weiber und die frische Jugend. Wie lange wird es dauern und die Mädchen dort in der letzten Bank werden hohlwangig und mit gekrümmtem Rücken als Weiber in der ersten Bank auf der anderen Seite sitzen? Arbeit macht das Leben süß! heißt es. Mich dünkt's manchmal, als sei das eine jäuerliche Süßigkeit.

Meine Annelott hat's besser verstanden.

Sie kann jetzt die Madam spielen; gleich einer altdeutschen Hausfrau bindet sie sich einen Schlüsselbund um die Hüften und erteilt Befehle. Kimpert nebenbei ein wenig auf dem Klavier und fährt Sonntags zweispännig in die Stadt, ins Theater.

O die glückliche Annelott!

Und in der Kirche hat sie einen Stuhl für sich. Ich muß mich besser ausdrücken: keinen Stuhl, sondern eine ganze Bank. Dort sitzt sie, beneidet von allen, und keine wagt es, sich neben sie zu setzen. Würden lieber stehen bleiben, die arbeitsmüden Weiber, bevor sie an das Recht der Hofbäuerin auf einen eigenen Kirchenstuhl tasteten.

Sie blüht nicht mehr herauf zur Orgel, wie ehemals, da die Anna Katharine nach die Annelott war.

Und doch spiele ich heute noch meinen Choral allein für sie.

„Schulmeister, gestern haben Sie prächtig gespielt!“ sagte heute der Pfarrer zu mir. „Warum spielen Sie nicht immer so gut?“

Ja, wenn die Annelott jeden Sonntag in der Kirche wäre!

### 3.

In einer Ecke unter der Empore, wo es bei helllichem Tage düster ist wie in einem Keller, steht eine Bank.

Die Tradition und die pharisäische Grausamkeit machten sie zur D . . . bank.

Das ist der Platz für die gefallenen Mädchen.

Es ist furchtbar!

Aber fast immer sitzt ein armes Geschöpf drauf, mit blassen Wangen und scheuem Blick. Arme Wäherinnen, die für die Sünden der andern büßen!

Ich mag nicht hinschauen, denn es packt mich dann, als müßte ich in den stillen Sonntagfrieden hineinschreien — eine gewaltige Anklage. Sitzt nicht hier und dort einer, ein Ehrenmann in der Reihe der Braven, der den Platz mit der armen Sünderin teilen müßte?

Pfarrer! Predige nicht von Liebe, nicht von Vergebung, da du das mit ansehen kannst, ohne Rührung!

Pfarrer! Sage es ihnen, daß sie Unrecht tun!

Er sagt es nicht.

Ich werde es den armen Mädchen sagen müssen, daß sie lieber daheim bleiben sollen, als sich so demütigen vor der ganzen Gemeinde.

Schweige, Schulmeister, Schweige! Du kannst es nicht ändern.

Die Tradition ist heilig und das Weib muß der Welt Sünde tragen . . .

4.

Heute habe ich lange, lange auf Frau Anna Katharine niedergesehen. Ich konnte nicht mehr sehen als das runde Kinn. Neben ihr sah der Hofbauer und auf der anderen Seite sahen ihre drei Söhne. Sie sind schon groß, beinahe erwachsen. Wie die Zeit herumgeht!

Anna Katharine ist dick geworden. Sie ist schon lange nicht mehr schön.

Man munkelt allerlei, als ob auch der Hofbauer anfangs, den Geldsack und seine Frau zu vernachlässigen. Er ist ein Lebemann. Ob ich Frau Anna Katharine noch einmal lieben könnte? Im Traume — ja! In Wirklichkeit — nein!

„Die hat's schön!“ sagen die Dorffrauen.  
Es scheint so.

5.

Auf der H . . . Bank in der dunklen Ecke sitzt wieder eine. Eine junge und feine! Hab' sie in der Schule gehabt, hatte meine Freude an dem wuseligen, aufgeweckten Ding. Schade, dachte ich oft, daß das nicht in einem reichen Haus groß wird. Müßte ein Wunder von einem Weib geben!

Hat sich auch so gemacht. Ist groß und schön geworden. Selbst mir altem Knaben lächelte das Herz an Leibe, wenn ich sie leichtfüßig dahinspringen sah. Gott bewahre dich, schöne Magdalene!

Sie ist beim Hofbauer gewesen und jetzt sitzt sie auf dieser Bank.

Eine geknickte Blume, die kein Gärtner mehr aufrichten kann! Denn die raue Faust der Tradition und der scheinheiligen Sittlichkeit lastet auf ihr. Sie werden sie so mürbe machen, daß sie selbst den Bunsch verlernt, schön und froh sein zu wollen.

Armes Ding, du dauerst mich! Bist in die falsche Wiege gelegt worden.

Du seist eine Sünderin, sagen sie.

Ich sage Dir: Nicht du hast gesündigt, sondern das Schicksal hat gesündigt an dir!

Warte nur, wenn wir wieder auf die Welt kommen, dann wollen wir vorsichtiger sein!

In die verkehrte Wiege lassen wir uns nicht mehr legen; lieber bleiben wir draußen! Für uns ist hier ja doch nichts zu holen.

Hart müssen wir sein, schlau müssen wir sein, aber warme Herzen haben dürfen wir nicht. Liebe ist Sünde!

Laß die Orgel rauschen, Schulmeister. Singe mit den Choral! Schlage um Gotteswillen nicht noch in deinen alten Tagen ein Seitenpflöckchen ein, wo Sünder und Sonderlinge gehen. . . .

6.

Wenn ich mich umsehen will in der Kirche, muß ich eine Brille auf die Nase setzen. Bin kurzsichtig geworden.

An schönen Sommertagen fliegen zuweilen zwitschernde Schwälbchen durch die Kirche. Manchmal kommt auch ein Kotschwänzchen herein und setzt sich, mir nichts, dir nichts, auf das dornengekrönte Haupt des Heilandes.

Der Pfarrer hat das nicht gern, und doch sollte er den Vögelein dankbar sein. Es hält ihm die ganze Gemeinde munter.

Ist nicht mehr so besucht die Kirche wie früher. Es sind viele leere Bänke da! Die Zeiten haben sich geändert. Ein neuer Geist ist ins Land gezogen. Der Pfarrer zürnt darüber, ich aber lächle manchmal vergnügt in mich hinein, denn es ist mir, als sei das ein guter Geist, der alte Traditionen, die nie was getaugt haben, umwirft und dem inneren und äußeren Menschen mehr Raum macht zur Entwidlung.

Die Jungen begraben lachend eine alte Zeit, und wir, die wir ein Stück dieser alten Zeit sind, stehen trotz alledem mit dem Gefühl der Wehmut dabei. Wie Kost hängen die alten Gewohnheiten und Anschauungen an uns.

Gott sei dank, daß er heruntergesetzt wird! sage ich. Aber es ist doch eine schmerzliche Reinigung.

Soll ich mich nicht freuen, daß der H . . . stuhl schier aus der Mode gekommen ist? Mädchen, die heißer und früher liebten, als ihnen gut war, gib't's noch. Aber sie werden nicht mehr verachtet; auf den abschließlichen Stuhl in der dunklen Ecke setzt sich keine mehr.

Nacht so!

Aber es setzt sich auch sonst niemand auf den Stuhl; lieber würden sie sich auf die kalten Kliesen setzen, als dort Platz nehmen.

Die Erinnerung an die Schmach lebt noch.

7.

Frau Anna Katharine, du hast kein Glück gehabt mit deinem Geldsack und deinem Hofbauer!

Der Hofbauer hat den Geldsack klein gemacht und dann ist er gestorben.

Gerade noch früh genug, um dir die Möglichkeit zu lassen, weiter zu wohnen in dem Sandsteinhaus, das vor langer Zeit ein Schloß gewesen sein soll.

Das Tor hängt schief in den Angeln und an der Kette liegt ein magerer Köter.

Stille ist's auf dem Hof. Keine Kuh rasselt, kein Pferd wiehert wehr. Und die Krippen sind leer. Die Armut guckt aus tausend

staubigen Ecken und Löchern. Aber es ist eine vornehme Armut. Arme Anna Katharine.

Du bist alt geworden, bist noch kleiner geworden, Sehest eine Brille auf das Näschen, wie ich, wenn du dein Gesangbuch vor dir liegen hast. Und ich kann dir ins Gesicht sehen; keine Bänder und Federn versperrn mir den Weg. Kaltige Wanglein sehe ich und rotgeränderte Augen. Es ist nichts übrig geblieben von der Schönheit als der kleine Mund. Doch mich dünkt, als drücke auch er sich schämig zurück.

Aber noch sitzt die Annekett auf ihrer Bank. Allein sitzt sie da, Sonntag für Sonntag und niemand wagt es, sich neben sie zu setzen.

Hier respektiert das Volk noch das Herkommen; noch scheut es sich vor der Besitzergreifung der Herrenbank.

Anna Katharin, die du heute noch auf deiner Bank sitzt wie ein Käuzchen, vor dem sich das übrige Sonnen- und lebensfrohe Gevögel fürchtet, Anna Katharin, wenn du nicht mehr bist, dann wird die Herrenbank eine Zeitlang verwaist stehen, aber dann wird das junge Volk sich darauf niederlassen und es werden vor dem Herrgott nicht mehr zweierlei Menschen sein.

Dann möchte ich noch einmal auf die Welt kommen!

H. Dieffenbach.

## Nordische Erzähler.

Die Beobachtungen und Feststellungen, die hier über das gleiche Thema vor Jahresfrist angestellt wurden, lassen sich nur wiederholen und in verstärktem Maße betonen. Die an und für sich vielleicht gar nicht so unberechtigte und unerfreuliche literarische Ueberproduktion der skandinavischen Länder wird durch die an der Verdeutschung interessierten Uebersetzer und Verleger in einer Weise gefördert, die für die Produktion auf dem deutschen Büchermarkt keineswegs mehr als berechtigt und erfreulich erscheint. Die Möglichkeit zu dieser Konkurrenz ist leicht erklärt. Jeder neu gebadene Autor der nordischen Länder, deren Gesamtbevölkerung nicht die von London erreicht, hält sich ohne weiteres für bezeugt, seinen Leserkreis auf das Ausland, das heißt fast immer Deutschland, und nur dieses, auszu dehnen. Die relativ geringe Zahl der einheimischen Leser berechtigt, seine, den deutschen Originalautoren unterbietenden Honoraranprüche befähigen ihn dazu. Gerade der in kleinen Verhältnissen heimische Schriftsteller läßt sich ganz anders als der Engländer oder Franzose mit einem unbedeutenden Bruchteil dessen zufriedenstellen, was bei einem Volke von 80 Millionen als Minimalentlohnung literarischer Arbeit angesehen wird.

In diesen für das geistige Leben schon nicht ganz gesunden Konkurrenzkampf bringt das heßhörige Unternehmertum neuerdings ein Moment hinein, das die ganze Entscheidung über diese Frage des literarischen Marktes immer mehr von einer Machtwortprobe zwischen skandinavischen und deutschen Verlegern abhängig machen dürfte. Nämlich: fast die gesamte skandinavische Literatur ist mit ganz unerheblichen Ausnahmen in zwei großen Verlagsunternehmungen monopolisiert, für Dänemark-Norwegen in dem Gyldendalschen zu Kopenhagen, für Schweden in dem Stockholmer von Albert Bonnier. Dieser letztere hat nun soeben in Leipzig eine deutsche Filiale seines Verlages errichtet mit der Hauptabsicht, die deutschen Uebersetzungen derjenigen seiner Autoren, die er dazu für (geschäftlich) würdig erachtet, selbst herauszugeben. Auch bei dem Gyldendalschen Verlag ist dieselbe Möglichkeit bereits erörtert worden.

All diese Feststellungen berühren gewiß den inneren Wert der zahlreichen übertragenen Werke nicht; aber die zugrunde liegenden wirtschaftlichen Faktoren ermöglichen immerhin, diesen Wert nicht über Gebühr zu erhöhen. So gewinnt die skandinavische Literatur für uns eine Bedeutung, auf Grund deren man sich bereits für berechtigt hält, ihre für das Ursprungsland, doch keineswegs für die Weltliteratur klassischen Werke neu herauszugeben. Mit *Marie Goldschmidts* Roman „Ein Jude“ (verlegt bei Ugel Jander, Berlin W. 15, Preis 4 Mark broschiert) ist solch ein Buch. Der Name Goldschmidt ist manchem wohl noch aus der Lebensgeschichte des jüngeren Ibsen erinnerlich, und unsere Philologen, die den norwegischen Dramatiker auf das allmählich wankende Postament erhoben haben, wußten nach ihrer selbstgenügsamen Methode zwischen ihm und dem dänischen Publizisten irgendwelche Gedankenfäden aufzudeckender Färbung zu knüpfen. M. A. Goldschmidt, der 1819 in einer jüdischen Familie auf Seeland geboren wurde, diente der bürgerlichen Opposition des Vormärz mit seinem Wählballe „Der Korjar“ in den Jahren 1840—46, während er sich in der Folgezeit langsam, aber stetig in das konservative Lager hinübermauerte. Aus den letzten „Korjaren“-Jahren stammt nun diese halb kämpferisch-bekennende, halb romantizierende Lebensgeschichte, die vor 80 Jahren bereits einmal verdeutschet worden ist, zu einer Zeit mithin, als man der aufwuchernden Reaktion bei uns damit eine Forderung bürgerlicher Gleichberechtigung entgegenhalten konnte. Heute gilt uns seine Tendenz selbstverständlich als überholt durch das weit umfassendere Programm des ökonomischen Ausgleichs. M. A. Goldschmidt mag die Prüfungen seines Heiden Jakob Vendigen bis zu einem Grade am eigenen Leibe erfahren haben; denn es ist der typische Durchgangskonflikt des sich emanzipierenden Juden, der über den Handels- und Auktionsgeist der Tradition hinausstrebt und dennoch nicht voll von der christlichen Gemeinschaft aufgenommen werden will. Hier macht ein Ehepaar die Unvereinbarkeit

sichtbar. Und man kann die Ueberzeugungskraft des Buches auch heute noch daraus erschließen, daß der menschliche Wert, der den jungen Wendigen zum sozialen Aufstieg berechtigen soll, ein durchaus erlebter ist, daß der Dichter in einem echten Heimatgefühl und in der Aneignung der besten dänischen Zivilisiertheit sich seines neuen Vaterlandes würdig zeigt, und daß er seinen ganzen Konflikt in diesem nationalen und zivilisierten Geiste ohne Verzerrung und Einseitigkeit durch einen lebensvollen Realismus prägt. Dagegen fällt die zweite Hälfte des Romans künstlerisch wie gedanklich wesentlich ab. Der Mann des sozialen Uebergangs muß auch hier der literarischen Vergangenheit noch ihren Tribut zollen. Er schickt seinen Byronischen Weltkummer, mit dem ihn die verlorene Liebe verumdet hat, in eine romantische Landflucht und läßt seinen Gelben sich in Algier und Polen kriegerisch betäuben, eine wenig kurzweilige Exkursion, die die Geschichte ebenso weit von dem glaubwürdigen Erlebnis entfernt, wie Jakob Wendigen von seiner Heimat und seinem inneren Verufe.

Was an dem Goldschmidtschen Romane heute noch als Bedeutungsvoll zu erkennen ist, erinnert immer wieder zwingend daran, daß die moderne Erzählungskunst-Hand in Hand mit den bürgerlichen Freiheitsbestrebungen des 18. Jahrhunderts, ja oft geradezu in ihrem Dienste entstanden ist. Das poetische Epos des Mittelalters und der Renaissance wurde realistische Gegenwartspoesie von einer fast praktischen Absicht, wie die glänzende, festliche und luxuriöse Hof- und Adelstracht als solche und in ihren Nachahmungen durch den puritanisch-sachlichen Alltagsrod des Bürgers verdrängt wurde, und nahm als Gesellschaftsroman, mit der demokratischen Welle, seinen Weg von England nach Frankreich, Deutschland und dem Norden. Diese demokratische, sozial orientierte Abstammung der modernen erzählenden Prosa darf man nie vergessen, wenn es sich um Scheidung zwischen steriler Atellerkunst und fruchtbringender Neuschöpfung handelt. Längst hat das Bürgertum seine politischen und kulturellen Ideale gegen die Sicherung seiner materiellen Macht in Kauf gegeben, und die zeitgemäße Erneuerung dieser Ideale ist nur auf dem völlig umgepflügten Boden möglich, den der Sozialismus bestellt. Ringsherum in Europa haben wir führende Geister des Schrifttums, die in bald bewußterer, bald gefühlsmächtiger Verbindung mit ihm stehen: in England Bernard Shaw, in Frankreich Anatole France, in Rußland Gorki; auch Strindberg durfte man nach seiner eigenen Erklärung dazu rechnen. Doch nirgends anders ist wohl eine solche Repräsentation im künstlerischen Lager so dürftig wie in Deutschland, nirgends verhältnismäßig so stark wie in dem Zweimillionenlande Dänemark.

Darum ist aber auch gerade dort das prinzipienlose Literaten-tum, die gefällige Selbstbespiegelung der in Luft und Leid so gemüthlichen, dabei engen und flachen „Kopenhagenerlei“ so leicht durchschaut. Eine wurzellose, ja wurzelranke Begabung wie Karin Michælis schreibt vielleicht einmal in ihrer unbewußten Entfelteriblenmanier ein an sich unbeträchtliches Buch, wie „Das gefährliche Alter“, das als Sensation die instinktive Geseglichkeit im Ehebett wie ein kaltes Sturzbad überlam. Aber was sie im übrigen von ihresgleichen weiß und wünscht, bleibt eine Eingebung des Augenblicks und der Laune, die im besten Falle einem draußgängerischen Naturfunde angehören, häufiger der veräschmölerten und verderbten Phantasie einer unleidlichen Sentimentalen. Man kann ihre Geschichten unter dem Sammeltitel „Jens Himmelsreich“ (München, Albert Langen) kaum mit M. Andersen Regös äußerlich gleichartiger Auswahl „Die Kiste der Kindheit“ (ebenda) zusammenhalten, ohne diese schon durch die Parallele zu schädigen. Gewiß sind das auch im Verhältnis zu seinen eigenen großen Arbeiten nur Wertstatproben, die bald wie Landschaftsskizzen, bald wie Figurenentwürfe aus Welles Vornholmer Welt anmuten, die oft Meisterproben, oft nur Um- und Grundrisse ohne Ausfüllung und Ausführung darstellen. Dennoch sieht man allenthalben als Erstes die Persönlichkeit am Werke, die ihren Platz hält und ihren Mann steht in Sturm und Bogenruhe des Erdballs, in den Niederlagen und Triumpfen der Lebenskämpfer. Hier — wie in dem ganzen bisherigen Zusammenhang — ist nicht die Rede von Tendenzdichtung, von einem programmatisch zurechtgerückten Moralschema anstelle lebendiger Psychologie und zur höheren Ehre eines noch unerreichten Ideals. Nein, Regö selbst steht schon mit allen seinen Sinnen, mit seiner starken Ueberlegung und seinem vollsten Herzen inmitten einer Welt von neuentdeckten Kräften: hier spürt man keine tragischen Schranken mehr, die wankende Macht den unterjochten Hirnen und Leibern bereitet hat; hier gewinnt oder verliert das Geschöpf sein Schicksal aus erster Hand der Schöpfung selbst; hier steht der Mensch vor der Natur allein und gibt uns ein optimistisches Vorgefühl dessen, daß es trotz Not und Qual „der Mühe wert“ ist, „ein Mensch zu sein“.

Jeppe Kalljaer und Johan Skjoldborg gehören weit mehr ihrem innersten Geiste nach als Sozialisten zu Regö, denn auf Grund ihrer Stoffe als Jütländer der literarischen „jütischen Bewegung“ an, die sich etwa mit Joh. V. Jensen verbindet. Jensen entdeckte sich erst den Bauern des jütischen Hinterlandstriches, als er in dem Kopenhagener Klima seinen festen Boden unter den Füßen gewinnen konnte und nachdem Regö, Skjoldborg und Kalljaer bereits Bauerngebüchten geschrieben hatten; aber

seine gewiß imposante Jongleurkunst, die die Uebermenge sinnlicher Eindrücke mit einem wahren Straußenmagazinen verpeißt und zu immer neuen sprachlichen Zellkombinationen verarbeitet, bleibt doch vor dem Ganzen des Weltbildes so hatlos und klein, daß er — womöglich ohne es zu ahnen — heute dieser Nacht des Tages, morgen ihrem feindlichsten Gegenspiel ebenso begeistert dienen würde. Man kann ihn selbst Skjoldborg gegenüber durchaus nicht unbedenklich als den fähigeren Künstler bezeichnen. Denn zu diesem Vermögen der Komposition, wie es Skjoldborg in der unseren Lesern bekannten Erzählung „Sara“ (Leipzig 1912, Verlag Georg Meiseburger) erweist, konnte sich Joh. V. Jensens flackerndes, in Einzelwirkungen verbrennendes Talent kaum je vor einer so umfangreichen Novelle zusammenhalten. Skjoldborgs bewundernswert gelassene Stoffverteilung, die ansprechende Sauberkeit der Sprachführung, die ganze mit diesen Mitteln erzielte, abgeklärte Stimmung dieser ländlichen Alltagstragödie, der in Liebe gefallenen und in Kindesnot zerstörten Häuslerstochter, verrät gewiß das reifere Alter und den im Lebensberuf einft den Büchern näher als dem Leben stehenden Autor und ist deshalb für die Herzhait und Unerbittlichkeit der Ereignisse um einige Grade zu geglättet und zu wohlwollend.

Jeppe Kalljaers berühmte Gesindegeschichte von dem unehelichen Knecht, dessen erwachte und erprobte Selbständigkeit ihr dabei niedergehaltenes Recht in Amerika zu finden hofft. „Die Kinder des Jörn“ (Leipzig 1912, G. Meiseburger) ist dazu das böllige Gegenstück. Sie hat das Ungeheim, die Empörung, die Zuerstficht der Jugend, die der 46jährige Kalljaer in seiner Lyrik noch immer künstlich am reinsten auszumünzen versteht; aber sie vermag mit diesen seltenen Gaben im Formellen nicht Maß zu halten, sie redet oft, statt zu verlebendigen, sachlich belehrend oder agitatorisch daher und spart in ehrlichem Ueberdruß nicht empfindlich an die Sinne greifende Naturalismen, die nur deswegen und nur dann kraft erscheinen, weil und wenn sie eben neben solcher grauen Belehrung und sachlichen Agitation stehen. Immerhin sind „Die Kinder des Jorns“ in ihrer Schwäche typisch für den Romanzier Kalljaer und deshalb beachtenswert genug. Kalljaer, noch mehr als Skjoldborg, geht ja in seiner praktischen öffentlichen Wirksamkeit auf die Befreiung des ländlichen Proletariats, der Länder, aus, die von so eminenten Bedeutung für die Erschütterung des dominierenden, brutalen und kulturfeindlichen Bauernregiments im dänischen Landtag ist und — einmal durchgeleitet — im Wunde mit dem vorausgeleiteten Erwachen der Industriearbeiter die soziale Demokratie in Dänemark errichten helfen wird. Kalljaer ist in diesem Sinne ein kleiner jüt-ländischer Björnson, der stark begeisterte Lyriker und Agitator im politischen Tageskampf, der darüber manche Gelegenheit zur künstlerischen Reife in größeren Ausformungen drangeben muß.

Bei Johan Kallberget, dem schon genannten nordwestlichen Proletarietdichter, lassen sich ähnliche Einschränkungen keineswegs so einleuchtend motivieren; es läßt sich auch vor seinem neuen Roman aus dem Bergarbeiterleben: „In der äußersten Finsternis“ (Leipzig 1912, Georg Meiseburger) noch immer nicht die Zelle ergründen, aus der ihm der grobe Wurf und die volle Künstlerkraft der eignen Persönlichkeit erwachsen könnte. Er vermag sich und uns noch immer nicht von der qualvollen Last des Erlebten zu befreien, das als solches uns wohl seine drückende Wucht mitteilt, insofern wir den Autor als unieren Mitmenschen darunter leiden sehen. Auch seinesgleichen betrachtet er von außen scharf im Detail der Verklavtheit und des grenzenlosen Pariatums, das eine harte Natur zu der Gier der Grubenherren häuft; aber sowie er sozial über die eigene Sphäre hinausstrebt, ja sobald er nur der stummen Stimme des Innern Sprache geben will, muß er sich mit merkwürdigen Anleihen bei einem auserlesenen, lebensfremden Schrifttum behelfen, oder er gibt zwei Zeilen von der Seelenlosigkeit einer Zeitungsnottiz, anstatt das entscheidende Erlebnis, dem all das gedrängte und gebaute Neufere bisher nur Voraussetzung war, nach allen Seiten hin sich ausblühend entfalten zu lassen.

A. F. C.

„Velle der Eroberer“, der große proletarische Roman von Martin Andersen Regö ist jetzt auch in einer deutschen Buchausgabe erschienen. Der Inselverlag hat sich das Verdienst erworben, ihn in zwei starken Bänden herauszubringen (Preis 8 M., geb. 10 M.). Manche unserer Leser, die sich immer wieder ungeduldig erkundigten, ob und wann dieser ihnen liebgeordnete Roman als Buch vorliegen würde, können ihn nun schon gedruckt zu dauernder Freude sich erwerben. Vor allem aber sollen unsere Partei- und Gewerkschaftsbibliotheken ihn allen denen zuführen, die ihn noch nicht kennen. Ein starker Künstler hat hier das Leben eines modernen Proletariats gestaltet, wie er auf dem Lande aufwächst, als Lehrling in die kleine Stadt kommt und dann in der Großstadt zum Bewußtsein erwacht und ein Kämpfer und Streiter wird und ein Stück Neuland anbauet. Das Einzelschicksal ist zum Symbol der ganzen Klasse erhoben und proletarisches Empfinden und Denken erfüllt diese farbige, lebensfrohe Welt. Zum ersten Male hat ein Proletarier das Epos seiner Klasse geschrieben. Und wir sind stolz darauf, daß wir hier zuerst den proletarischen Dichter den Lesern seiner Klasse zuführen konnten. Heute hat Velle sich die Proletarier aller Länder zu Lesern erobert: unierem Beispiele sind bereits die führenden Parteizeitungen Dänemarks, Norwegens, Schwedens und Frankreichs gefolgt.